

# Why can't I just love?

Von o0\_Hidan\_0o

## Kapitel 25: 13. Juli

Soll ich die Augen öffnen? Aber was, wenn das alles nur ein Traum war? Vielleicht ist das gestern alles gar nicht passiert. Und wenn ich die Augen öffne, liege ich allein im Bett, im selben Zimmer wie Sören. Nicht bei Aksel. Vielleicht liege ich ja auch noch im Wald und sterbe. Dass ich gerade erfriere wäre wahrscheinlicher, als dass ich in den Armen meines Schwarms liege. Würde ja schließlich heißen, ich hätte Glück. ›Glück‹ und ›Tobias Gerst‹ sind zwei Dinge, die einfach nicht zusammen passen.

Es war der nächste Morgen. Meine Gedanken schwirrten in meinem Kopf hin und her. Ich lag, keine Ahnung wie lange, herum und traute mich nicht, meine Augen zu öffnen, aus Angst, ich würde mich in einem leeren Bett vorfinden.

Mit der Zeit wurde mir jedoch immer klarer, dass ich wohl oder übel aufstehen musste, wenn ich je aus dieser Naturfreunde-Hölle entkommen wollte. Also öffnete ich zögernd ein Auge. Großartig, dachte ich mir, eine Wand. Das half schon mal ein großes Stück weiter. Ich drehte mich herum und sah neben mir nur eine leere Matratze.

Ein bitteres Lächeln schlich sich auf mein Gesicht. Was hatte ich denn auch erwartet? Ich setzte mich auf und rieb mir den Schlaf aus meinen Augen. Kurz ließ ich meinen Blick durch das Zimmer schweifen. Es sah irgendwie anders aus.

»Hey, du bist wach!«

Auf einmal stand er vor mir. Aksel. Seine Haare standen wirr in alle Richtungen ab, er hatte dunkle Schatten unter seinen Augen und eine große Tasse Kaffee in der Hand (wo auch immer er den auf einmal her hatte). Ich starrte ihn mit großen Augen an. War das ganze doch wirklich passiert? Es war kein Traum? Aksel nahm einen Schluck von seinem Kaffee und sah mich an. Er räusperte sich kurz.

»Ich weiß, dass ich schlimm aussehe. Könntest du mich trotzdem nicht so angucken, als wäre ich gerade aus einer Gruft gestiegen?«

Ein paar Wortfetzen stammelnd ließ ich meinen Blick von Aksel ab und versuchte, einen anständigen Satz zu bilden.

»Äh, es liegt nicht a-an dir...«

Was ich ihm eigentlich sagen wollte, wusste ich selbst nicht so genau. Wahrscheinlich wollte ich mich bei ihm bedanken, dass er für mich da gewesen war. Aber bei mir ist es ja ein richtiges Kunststück, sich anständig oder wenigstens beiläufig zu bedanken. Mühe gab ich mir trotzdem.

»U-Und ich wollte... ähm... du weißt schon... wegen, äh, ge-gestern... also, ich... ähm...«  
Los, Tobias, du feige Sau, sag was Anständiges!, rief ich mir in Gedanken zu.

»Du hast, ähm, m-mir... also... d-d-da-«

»Kein Problem«, sagte Aksel lässig und nahm wieder einen Schluck Kaffee.

Ich schwieg, war jedoch dankbar, dass er mich von meinem Leiden erlöst hatte.

»Schwuchtel, du solltest übrigens mal wieder zu deinem Zimmer gehen. Hast mein Bett jetzt lang genug belagert.«

Und da war die Dankbarkeit auch schon wieder dahin. Das durfte jetzt doch nicht sein ernst sein! Doch er sah mich mit diesem ernstesten, genervten Blick an, so wie immer. Es hatte sich gar nichts zwischen uns geändert. Ich war noch immer die dumme Schwuchtel für ihn. Ohne ein Wort stand ich auf und ging zur Tür. Als ich im Türrahmen stand, drehte ich mich noch einmal zu Aksel um, doch er würdigte mich keines Blickes. Seinem Kaffee schenkte er mehr Aufmerksamkeit als mir. Traurig wendete ich mich wieder zur Tür. Was war nur mit dem Aksel des gestrigen Abends passiert?

In den nächsten Stunden geschah nichts besonderes. Niemand fragte nach, wo ich gewesen war oder warum Frau Lehning mit mir sprechen wollte. Ich bin mir sicher, dass es alle wussten, doch keiner war sich im Klaren darüber, was er sagen sollte. So wäre es mir wahrscheinlich auch gegangen. Was soll man in solch einer Situation denn schon sagen? »Tut mir Leid, dass deine Mutter gestorben ist« oder was? Es ist einfach so, wie es ist, und nett gemeinte Worte ändern daran nichts. Ich glaube, wenn mich jemand darauf angesprochen hätte, wäre ich nur noch mehr geknickt gewesen. Also ist im Endeffekt doch alles angemessen verlaufen, schätze ich.

Doch trotzdem, als ich schließlich zuhause saß, fühlte ich mich schrecklich allein. Das Haus war so leer. Was hätte ich gegeben, nun das Gemecker meiner Mutter zu hören. Aber es herrschte nur eisige Stille. Mir war klar, dass ruhig herumsitzen mir nicht weiterhelfen oder mich ablenken würde, doch ich war einfach nur lustlos. Keine Lust, den Fernseher einzuschalten, keine Lust, die Haustür zu öffnen, keine Lust zu gar nichts. Einfach nur am Esstisch sitzen und in die Luft starren. Ich seufzte leise und legte meinen Kopf in meine auf dem Tisch verschränkten Arme. Oh man, dachte ich, ich sollte nicht immer in Selbstmitle-

Auf einmal hörte ich neben mir ein ohrenbetäubendes Klingeln. Ich sprang vor Schreck auf. Dummerweise schlug ich mit meinem Knie direkt gegen die Kante des Tisches, der beim Aufprall kurz vom Boden abhob. Winselnd schleppte ich mich zur Quelle des Lärms – dem Telefon.

»Gerst...«, jammerte ich.

»H-hey... hier ist David.«

Er klang ziemlich unsicher, und ich vermutete, dass er bereits Bescheid wusste. Doch ich fragte nicht nach.

»Ich wollte fragen«, begann er, »ob wir ein bisschen durch die Stadt bummeln wollen.« Kurz überlegte ich. Meine Unternehmungslust hielt sich in Grenzen, doch ich dachte mir, dass es mir sicher gut tun würde, wenn ich raus ging. Und ich hatte David ja auch schon eine Weile nicht mehr gesehen.

»Klar. Wo treffen wir uns?«

»Wäre es okay, wenn du zu mir kommst und wir gemeinsam gehen?«

Ich willigte ein, ließ mir von David seine Adresse geben und machte mich schließlich auf den Weg.

Schließlich stand ich vor einem großen, weißen Haus. Und mit »groß« meine ich »etwa das Doppelte von dem Haus, in dem ich wohne«. Aber bei mir sind... waren ja auch nur zwei Personen. Wahrscheinlich hat David Geschwister, dachte ich mir. Und Eltern. Ich kaute auf meiner Unterlippe herum. Etwas neidisch war ich ja schon, wenn ich mir

vorstellte, dass David eine Mutter, einen Vater und auch noch Geschwister hatte. Schnell schüttelte ich den Gedanken ab. David war mein einziger Freund und jetzt sollte ich eifersüchtig auf ihn sein? Er kann auch nichts für das, was passiert ist und ich sollte dankbar sein, dass er mir beisteht.

Mit positiven Gedanken ging ich eine Steintreppe hinauf, die zur Haustür führte, und bewunderte den kleinen Gartenzwerg daneben, der die Besucher des Hauses willkommen hieß. Ich drückte auf die Klingel und wartete. Diese Situation war sehr ungewohnt für mich. Bisher hatte ich nur einen Haushalt besucht, und dass war der von Frau Witte nebenan, um sie nach Mehl zu fragen. Etwas Nervosität stieg in mir auf. Was, wenn David's Vater die Tür öffnen und mich mit diesem Blick ansehen würde, den Vätern dem ersten Freund ihrer Tochter normalerweise geben?

Um mich zu beruhigen, lenkte ich meine Aufmerksamkeit auf den Gartenzwerg. Er war, wie Zwerge eben so sind, klein und bärtig und er hatte eine Schubkarre vor sich stehen. In diese wurde etwas Blumenerde gefüllt. Das »Herzlich Willkommen« - Schild wurde in die Erde hinein gesteckt und es wuchsen einige rote und rosane Blumen darum. Ich spielte mit dem Gedanken, den kleinen Zwerg einfach zu entführen.

Bevor ich jedoch hätte zur Tat schreiten können, öffnete sich die Tür. Schnell sah ich zu der Person, die im Türrahmen stand, und versuchte, freundlich zu lächeln. Ob ich da einfach nur eine Grimasse zog, kann ich nicht beurteilen, es wäre aber gut möglich. Die Frau, die da vor mir stand, zwei Köpfe größer als ich, war zwar sehr hübsch, aber ihr Blick war so finster, dass ich ihr ungern des Nachts begegnen würde. Na gut, dachte ich mir schließlich, vielleicht ist das nur der trügerische erste Eindruck. Vielleicht ist sie ja ganz ne-

»Was ist?«, erklang auf einmal ihr bedrohliches Grollen aus geschätzten 1,80 Metern Höhe.

Ich ging im Kopf die Möglichkeiten durch, die ich hatte. Zum Weglaufen war es noch nicht zu spät.

Doch plötzlich erschien David im Türrahmen. »Schon okay, Mom. Er ist ein Freund.« Sie musterte mich ein letztes Mal, von oben bis unten, und ging schließlich zurück in die Wohnung. Ich war unglaublich erleichtert und lächelte David an, der wie gewohnt einen Rock trug. Er lächelte schwach zurück. Ob er an die Sache mit meiner Mutter dachte?

»Komm doch erstmal rein, ich ziehe mir kurz Schuhe an.«

David verschwand eine Treppe hoch. Zögerlich setzte ich einen Fuß in den Flur und schaute mich um. Keine angsteinflößende Mutter in der Nähe. Ich stellte mich ganz in die Wohnung und sah mich ein bisschen um. Der Boden war mit Parkett ausgelegt und ein roter Teppich lag in der Mitte der Eingangshalle, oder was auch immer es genau war. Die Wände hatten einen beige Ton und es hingen Familienbilder daran. Mir wurde auf einmal klar, dass ich und meine Mutter auf keinem einzigen Foto zusammen waren. Ich dachte angestrengt nach, doch mir fiel kein einziger Ausflug oder Ähnliches ein, den wir unternommen hatten, und von dem es vielleicht Aufnahmen gab. Erneut beneidete ich David, auch wenn ich mich dabei schuldig fühlte.

Ich hörte Schritte auf der Treppe und dachte, es wäre David, also schaute ich hoch. Genau in das Gesicht von Melanie. Als sie mich auch sah, blieb sie abrupt stehen. Einige Sekunden lang starrten wir uns entsetzt an.

»Du?!«, brachte sie schließlich heraus.

»Äh, ja, ich...«, erwiderte ich. Was sollte ich dazu schon sagen? Meine Chance, mich schnell zu verstecken, hatte ich verpasst.

Ihr Blick verfinsterte sich langsam. Sie wollte gerade etwas sagen (wahrscheinlich etwas, dass mir nicht besonders geschmeichelt hätte), doch dann kam David die Treppe herunter. Er blinzelte ein paar Mal verwirrt.

»Äh, kennt ihr euch?«

»Flüchtig!«, sagte ich schnell, griff mir Davids Arm und lief mit ihm hinaus.

Der Neid um Davids Familie war wie weggeblasen. »Ist Melanie... deine Schwester?«

Er lächelte unglücklich. »Ja, aber wir verstehen uns nicht besonders gut.«

Ich glaube, ich weiß warum, dachte ich mir, sprach es aber lieber nicht aus.

David und ich waren in einem kleinen Ramschladen. Überall standen Regale, die bis zur Decke ragten, in denen diese typischen Dinge standen, die man sich anguckt und lustig oder praktisch findet und sich schließlich kauft. Erst zuhause schießt einem die Frage in den Kopf, wozu der erworbene Gegenstand eigentlich gut sein soll. Es gibt natürlich auch Leute, die solchen sinnlosen Müll nicht kaufen.

Ich gehöre nicht dazu. Und so stand ich vor einem Regal voll mit Plüschtieren, wovon mich eines ganz besonders in seinen Bann gezogen hatte. Es war ein Pinguin, doch er war fast kugelrund und hatte kleine Flügelchen an der Seite. Unbeschreibbar niedlich. Ich musste ihn haben.

Schnell nahm ich mir einen Pinguin aus dem Regal und drehte ihn um, sodass ich auf den Preis gucken konnte. Ich las mir die Zahl durch. Einige Male. Das kann doch gar nicht sein, dachte ich mir, die haben das bestimmt in Cents angegeben. Doch ich sah ganz deutlich das Euro-Zeichen dahinter. Wie konnte ein kleiner Plüschball mit angenähertem Schnabel und ein paar Füßen und Flügeln denn über dreißig Euro kosten? Das ist doch unmenschlich!

Während ich versuchte, das Preisschild zu hypnotisieren, um die Zahl darauf zu verringern, hörte ich David im Hintergrund mit jemandem reden.

»Hey, Aksel!«

Aksel? Schnell quetschte ich das Plüschtier zurück in das Regal und drehte mich um. Doch er verließ den Laden schon wieder. Erleichtert atmete ich aus. David kam auf mich zu und hatte zwei Glückskekse in der Hand.

»Komm, wir kaufen uns zwei!«

Bevor ich etwas erwidern konnte, lief er schon zur Kasse und bezahlte die zwei goldenen Tütchen mit Keksen darin. Danach schaute er mit einem breiten Lächeln auf dem Gesicht zu mir und nickte mit dem Kopf in Richtung Tür. Ich folgte ihm nach draußen, wo wir schließlich die Glückskekse öffneten.

»Bei mir steht, dass ich gerne Glückskekse esse«, erzählte David und schmunzelte.

»Bei dir?«

Ich war noch dabei, meinen Zettel aufzufalten. Schließlich las ich mir den kurzen Spruch durch und musste fast lachen. Dass passte auf eine grausame Art wirklich perfekt zu mir.

»Ein tiefer Fall führt oft zu höherem Glück.«

Davids Lächeln fiel und brach den Augenkontakt mit mir ab. Er schien verkrampft nach Worten zu suchen, wollte jedoch nichts Unangebrachtes sagen. Die Situation war mir sehr unangenehm, also schlug ich vor, den Heimweg anzutreten.

Nach einer Weile, in der hauptsächlich Stille herrschte, fragte David mich schließlich, wie die Klassenfahrt gewesen war.

Ich nahm an, dass er mir einen kleinen Anschubser geben wollte. Er wollte mich nicht drängen, dass ich mit ihm über den Unfall rede, sondern bot es mir an.

»Sie hatte auch ihre guten Seiten«, antwortete ich schließlich, nachdem ich etwas

überlegt hatte. Ich dachte dabei speziell an Aksel, doch das war mir zu peinlich, als dass ich es ihm erzählen könnte.

David verstand, dass ich nicht auf meine Mutter angesprochen werden wollte, und wechselte das Thema. »Mit wem warst du eigentlich auf einem Zimmer? Mit Aksel?«

Ich fühlte, wie mir die Hitze ins Gesicht stieg. »N-nein, mit Sören.«

»Oh«, meinte David, »Sören ist cool. Seid ihr jetzt befreundet?«

Ich verneinte und wunderte mich, was man an diesem Wesen mögen oder gar ›cool‹ finden konnte. Wir redeten noch weiter, bis wir bei David angekommen waren. Es war ein tolles Gefühl, so unbeschwert mit jemandem über etwas, dass ich erlebt hatte, reden zu können und ein Teil meiner Last schien mir schon abgenommen worden zu sein. Ich hatte ja keine Ahnung, wie toll Freundschaft eigentlich ist.